

Zeitschrift: Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1884-1885)
Heft: -: Jahresheft

Artikel: Das Kurgland (in Indien)
Autor: Stolz, C.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1092523>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zurück, dem er so treue Dienste geleistet. Herr B. aber wohnt nun bei seinem im englischen Zivildienst stehenden Sohne und hat Zeit nachzudenken über das Malayalam-Sprichwort: „Vastu pōyal, budhi tonum,“ d. h. Ist die Sach' aus dem Rand, dann kommt der Verstand.

Das Kurgland (in Indien).

Vortrag von C. Stolz, Buchhändler.

Das Gebiet, für welches ich Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen möchte, ist zwar eines der kleinsten Länder des grossen indobritischen Reiches, bildet aber nicht nur politisch einen Staat im Staate, sondern weicht auch in mancher Beziehung von der landläufigen indischen Lebensführung ab. Ferner ist es ein Alpenland, dessen herrschende Race einen Patriotismus und ein Gefühl der Zusammengehörigkeit an den Tag legt, wie sie zwischen Cap Comorin und dem Vindya-gebirge kaum wieder gefunden werden. Damit auch die Untertanländer und zugewandten Orte nicht fehlen, beherrscht Kurg zwar nicht abgegrenzte, fremde Gebiete, hat aber ganze Volksklassen, die zum Teil im Sklavenverhältnis gestanden haben und auch jetzt sich nicht zu den Herren des Landes rechnen.

Mein zweimaliger Aufenthalt im Lande erstreckte sich im Ganzen auf drei Wochen, und während eines Jahrzehnts hatte ich Verkehr mit Bewohnern Kurgs. Trotzdem würde ich mir nicht erlauben, nur auf Grund des Gesehenen und sonst Erfahrenen Ihnen eine Schilderung des Landes zu geben, weil eben viele Details sich nur bei längerem Aufenthalt gewinnen lassen. Für diese standen mir in einer deutschen Arbeit von Dr. Mögling¹⁾ und einem unter den Auspizien der Regierung herausgegebenen Coorg Gazetteer zuverlässige Quellen zu Gebote, die es mir möglich machen, das Fehlende in bester Weise zu ergänzen.

Der Name Kurg ist eine Verunstaltung von Kodagu oder Kodamale, gleich steiles Gebirge. Bekanntlich gehört es zu den berechtigten Eigentümlichkeiten der Engländer, dass sie schwer auszusprechende Namen sich mundgerecht machen. So entstand z. B. Calicut aus Kōri-

¹⁾ Das Kurgland. Basel, 1866.

kōdu, Trevandrum aus Tiruванantapuram, Trichynopoly aus Tirutschinnāpalli, Sedaschigar aus Sadaschivagada, Comorin aus Kanyākumāri etc. Das zwischen 11,55 und 12,50 ° nördl. Breite und zwischen 75,25 und 76,14 östl. Länge liegende und 1585 engl. Quadratmeilen umfassende Kurgland ist gebildet durch die Gipfel, die östlichen Abhänge und Ausläufer des Westghats, welche das Gebiet nach Süden und Westen von Malabar und Kanara trennen, während das Land im Osten und Norden in das Tafelland von Meisur ausläuft. Die grösste Breite beträgt circa 40, die grösste Länge circa 60 englische Meilen. An drei Stellen bilden die Flüsse Kumāradhāri, Hēmāvati und Kavēri natürliche Grenzen.

Die Höhe des Landes beträgt auch in den tiefstgelegenen Teilen nicht unter 3000' über dem Meer; einige Gipfel, wie der Pushpagiri im Norden und der Tadiandamol im Süden erreichen 5600' und gewähren eine weite Fernsicht, die im Westen durch den indischen Ozean begrenzt ist. Die höchsten und steilsten Erhebungen finden sich an der Westseite der Ghatkette, aber auch nach Osten hin ist das Land von hohen, schmalen, meist mit Hochwald bewachsenen Bergrücken durchzogen. Nur einzelne Teile des Yēlusāvīrashime, des Kiggatnād und die Umgegend des Zusammenflusses der Swarnāvati und Kavēri sind offenes und Blachland, zum Teil von parkähnlicher Gestalt und Schönheit. Der Totaleindruck des Landes aber ist der einer Fülle wilder Natur, welcher der Mensch noch nicht im Stande war, den Stempel seines Geistes aufzudrücken. Unterbrochen ist die Wildnis freilich durch Lichtungen, bewohnte und bebaute Täler und schöne Landschaften, und durchströmt von reichen Wasseradern, wie der Kumāradhāri, die Kawēri, der Parpole, die Swarnāvati, die Hēmāvati und des Lakshmanatīrtha.

In den Niederungen wechselt der Bambu mit dem Hochwald ab. Unvergesslich ist mir eine fast zweistündige Wanderung durch einen Bambuswald im Beppunad. Der Boden war so sauber und frei von Buschwerk, wie der unserer Tannenwälder, und in Entfernungen von 10—15 Metern standen die je aus einem Wurzelstock herauswachsenden Bambusgruppen von 50—200 Rohren, die bei einem Anfangsdurchmesser von 6—20' bis zur Höhe von circa 8' eine cylindrische Form behaltend, weiter oben in eleganter Kurve ausschweifen, um in einer Höhe von 60—80' in wagrechter bis überhängender Richtung auszulaufen. Das Zusammenwirken der vielen Gruppen erinnerte unwillkürlich an Schiffe und Transepte gothischer Dome. Die einzelnen Rohrhalme dieses Riesengrases haben einen Durchmesser von 5—8'' und sind bei der Leichtigkeit und Härte ihres Holzes eines der nützlichsten Produkte der Pflanzenwelt. Die Verwendung im Hausbau und

im täglichen Leben ist so mannigfaltig, dass die Leute durch die scharfen Dornen nicht abgehalten werden, sie aus der Umschlingung der Gruppe herauszuhauen, wozu freilich Geschick und Uebung gehört. Eine höchst interessante Erscheinung ist das Blühen und nachherige Absterben des Bambu, das je nach Lage und klimatischen Verhältnissen in 20—50 Jahren einmal vorkommt. Ein kanaresisches Sprichwort sagt: In 60 Jahren einmal Bambusterben, in 70 Jahren einmal Hungersnot. Im Volksbewusstsein steht das mit dem Blühen und Fruchtragen verbundene Absterben des Bambu in enger Verbindung mit Teurung, und es ist allerdings Tatsache, dass das öfters zusammentrifft. So hielt, als ich 1867 Süd-Mahratta bereiste, eine Menge Volks sich in dem an die Ghats sich anschliessenden Waldgürtel auf, um den reisartigen Bambussamen zu sammeln, der ihnen bei der herrschenden Teurung als Lebensmittel dienen musste. Einzelne verlegten sich nebenbei auf Raub, so dass die einige Tagereisen durch Wald führende Strasse damals als sehr unsicher galt. Stellt sich das Blühen in einer Gegend ein, so geschieht es gleichmässig bei alten und jungen Stöcken, so dass für einige Jahre der Bambu völlig fehlt und erst aus dem ausgefallenen Samen nachwachsen muss. Das vorletzte Absterben im Weinaad geschah 1817, das letzte 1869, also nach einer Periode von zirka fünfzig Jahren, die gewöhnlich als Mittel angenommen wird. Die Hochwälder sind reich an schönen und wertvollen Hölzern, die aber wegen mangelnder Wege und Transportmittel kaum verwertet werden können. Ein stattlicher Baum ist die *Dalbergia latifolia* mit 2—3' Durchmesser haltendem Stamm und feinem dunkelbraunem Holz, das zu Möbeln verarbeitet wird. Sehr gesucht ist das Teakholz¹⁾ für Schiffbau und überall, wo Unangreifbarkeit durch Insekten und Feuchtigkeit Bedingung ist. Am Saume der Wälder wächst der Sandelbaum (*Santalum album*), dessen feinkörniges, wohlriechendes Holz zu Schnitzereien verwendet wird, während aus den Abfällen ein feines, ätherisches Oel destillirt wird, das dem Hindu unser kölnisches Wasser mehr als ersetzt. Ein wahrer Schmuck der Wälder ist der rote Baumwollbaum (*Salmalia Malabarica*) und die *Erythrina indica*, ebenfalls mit schönen, roten Blüten. Ferner sind wertvoll der Poonbaum,²⁾ dessen schlanker, hoher Stamm gute Masten liefert, das Eisen- und Ebenholz, eine *Lagerstroemia*, deren hartes Holz vielfach zum Bauen benutzt wird, ein *Artocarpus* mit feinem, gelblichem Nutzholz etc. Kurg beherbergt gegen 90 Arten Farnkräuter, darunter den Farnbaum, viele Orchideen, die zum Teil als Schmarotzer auf Bäumen leben, und Schlingpflanzen bis zu riesiger Grösse. Einige Bäume, wie der Nīm (*Melia azadirachta*) liefern ölhaltige Samen, andere

¹⁾ *Tectona grandis*, Lin. ²⁾ *Sterculia foetida*, Lin.

Gummi, Kautschuk, Tannin, Farben, Harze, eine ganze Anzahl Bäume und Sträucher haben eine verwendbare Fiber, aber alle diese Stoffe haben für den Export keine Bedeutung.

Der für die Bevölkerung wichtigste Artikel des Landbaues ist der Reis, der 30—80fältigen Ertrag liefert. Nach den ersten Regen Ende Mai oder Anfang Juni beginnt das Bestellen der Felder, die mit dem seit 1000 bis 2000 Jahren unverändert gebliebenen, unaussprechlich primitiven Pflug zu einem regulären Brei verarbeitet werden. In besondern Saatfeldern wird der Reis angesät und im Juli oder Anfang August büschelweise in die andern Felder verpflanzt. Um die Jahreswende kann geerntet werden. Es könnte nun leicht eine zweite Ernte erzeugt oder das Feld mit andern Kulturen, wie Linsen und spanischer Pfeffer, bepflanzt werden; da aber die eine Ernte den Bedarf deckt, müht sich der Kodaga nicht gerne weiter und lässt das Feld sich sonnen, wie er sagt — er selber zieht den Schatten vor. Massenhaft gedeiht die Orange, gut auch die Banane, die Citrone, der Mango-, Guava-, Granat- und Jackbaum (*Artocarpus*), während von Palmen nur die Arecapalme, die wilde Sagopalme (*Caryota urens*) und die wilde Dattelpalme (*Phoenix sylvestris*) fortkommen. Aus dem Saft der beiden letzteren wird Palmwein gewonnen.

Bei zwei im Handel in Betracht kommenden Kurg-Produkten, dem Kaffee und der Cardamome (*Amomum cardamomum*) müssen wir noch etwas verweilen.

Die Cardamome, ein feines Gewürz, gedeiht in Kurg sehr gut und geht im Handel unter dem Namen Weinaad-Cardamome. Zur Anlage von Pflanzungen werden die steilsten Abhänge nach Westen und Norden ausgewählt und die Arbeit in der trockenen Jahreszeit begonnen. In der Nähe des gewählten Platzes wird unter einem Baum eine Hütte für die Arbeiter errichtet und dann der künftige Garten vom Gesträuch gesäubert. Am obern Rande desselben wird ein Baumriese ausersehen, der gefällt werden soll, um durch die Erschütterung der Erde diese zu lockern und den Cardamomensamen zu erwecken, wie der Ausdruck lautet. Vier Mann, je zwei und zwei abwechselnd, bearbeiten nun den Stamm mit ihren Äxten, denn vor Mittag muss die Arbeit getan sein, wenn Glück dabei sein soll. Endlich neigt sich der Riese und stürzt mit donnerähnlichem Gekrach in die Tiefe, die kleineren Bäume mit sich fortreissend. Damit ist der erste Akt vollbracht, und erst nach drei Monaten kommen die Leute wieder, um die aus der Erde hervorgesprossenen Cardamomenpflänzlein sorgfältig von Unkraut, Dornen und Gestrüpp zu befreien. Dann bleibt der Garten wieder ein Jahr sich selbst überlassen. Zwanzig Monate nach dem Fällen des Baumes haben die Pflanzen Mannshöhe erreicht und zum dritten mal wird

gründlich mit Unkraut aufgeräumt. Nach sechs Monaten, im April, brechen kleine Zweige nahe an der Wurzel hervor, die zuerst mit Blütenbüscheln und dann mit dreiklappigen, gelben Kapseln bedeckt werden, in welchen die kleinen Gewürzkörner enthalten sind. Im Oktober kann die erste Ernte gesammelt werden, aber erst 43 Monate nach der Anlage der Pflanzung beginnen die vollen Ernten und währen sechs bis sieben Jahre. Diese Ernten im Oktober sind sehr mühselig, denn das scharfkantige Berggras steht um diese Zeit fast mannshoch und wimmelt von Blutegeln, die unangenehme Wunden hinterlassen. In den Cardomomengärten selbst halten sich gerne Schlangen, darunter giftige, auf, von anderem Ungeziefer nicht zu reden. Jeder sammelt so schnell als möglich eine tüchtige Last Fruchtzweige, um vor Abend noch den Lagerplatz zu erreichen, denn nachts sich hier aufzuhalten, wäre der wilden Tiere wegen nicht ratsam und dann fürchtet der Kodaga die Geister und Teufel, die nach seiner Meinung sich haufenweise hier herumtreiben. In der Lagerhütte werden die Samenkapseln von den Zweigen gepflückt, um am folgenden Tage von den Frauen des Hauses in Säcken heimgeholt zu werden, was bei dem oft stundenlangen Wege keine leichte Aufgabe ist. Der Erlös ist ein sehr guter. Einzelne Häuser können jährlich bis 4000 Mark aus ihrem Cardomomengarten ziehen, und von den während der Ernte aus Malabar kommenden Mapilla-Händlern manch buntfarbiges Tuch von Manchester und Birmingham eintauschen.

Der zweite, weit bedeutendere Ausfuhrartikel ist der Kaffee, der in Kurg völlig einheimisch geworden ist, auch dort als Gegenstand des Tagesgesprächs etwa die Stelle unserer politischen Kannegiesserei einnimmt. Die Einführung geschah auf echt indische Weise. Der letzte Radscha hatte kurz vor seiner Absetzung zwei Mapillas, die ihm Dienste geleistet hatten, beträchtliche Ländereien im Nälknäd geschenkt, und diese legten den ersten Kaffeegarten an. Den Samen erhielten sie von einem mohammedanischen Priester, der ihn von Mecca mitgebracht haben wollte. Das unbekannte Gewächs erregte begreiflicherweise die Neugierde der Nachbarn, aber um das Monopol zu behalten, verkauften die geriebenen Mapla ihr Vieh unter dem Vorgeben, dass dieses durch das Wasser, das mit der Kaffeepflanze in Berührung gekommen sei, vergiftet werde und liessen die Reisfelder brach liegen, weil, wie sie sagten, der Reis in der Nähe einer solchen Pflanzung nicht gedeihe. Da aber die Kodaga sahen, dass die Eigentümer des Gartens schöne Gewinne einstrichen, wollten sie es auf die Vergiftung ankommen lassen und begannen ebenfalls den Kaffeebau, den dann 15 Jahre später europäische Pflanzler in grossem Masstab aufnahmen.

Bei meinem ersten Besuche im Frühjahr 1864 war es eine ge-

wöhnliche Sache, abends mehrere prachtvolle Feuer auf den Bergen zu sehen, wo der Dschangal niedergebrannt wurde. Auf einer Fläche von circa 100 Morgen wurden jeweilen Waldbäume und Bambu umgehauen, die etwa 12 Fuss hohe Schicht zum Trocknen liegen gelassen und dann an der Windseite angezündet. Da die Höhlungen des Bambu mit starkem Knall platzen, war ein solcher Brand wie mit einem beständigen Rottenfeuer begleitet und die gewaltige Glut rötete weithin den Himmel. 1870 gab es in Kurg 132 Plantagen, die von Europäern angelegt und geleitet waren. Ein erfahrener Pflanze berechnete die Kosten einer Pflanzung von 100 Morgen bis zur ersten Ernte auf 29,500 Rupies, wobei jährlich 20 Morgen ohne weitere Kosten neu angelegt werden können, so dass die Pflanzung am Ende des vierten Jahres 160 Morgen betrüge. Am Ende des fünften Jahres hätten sich die Kosten gedeckt und bliebe ein Reinertrag von 11,200 Rupies, der fortan sich auf jährliche 17,000 Rupies belaufen sollte, vorausgesetzt natürlich, dass keine Unfälle und keine zu grossen Schwankungen in den Verkaufspreisen eintreten. Zu ersteren rechne ich den Kaffeebohrer (*Clytus Coffeophagus*), der in den Pflanzungen ungeheuren Schaden angerichtet und manchen Eigentümer ruinirt hat. Der Käfer selbst schadet den Bäumen nicht, wohl aber die Larven, die aus den in die Risse der Rinde gelegten Eiern ausschlüpfen. Sie fressen sich in die Rinde und ins Holz hinein bis hinunter zur Stechwurzel, und bohren vor dem Einpuppen einen Gang rund herum in den Splint, wodurch die Zirkulation des Saftes gestört wird und der Baum plötzlich welkt und abstirbt, während vorher wenig zu bemerken war. Ob das plötzliche Auftreten dieses Verderbers dem Absterben des Bambu, oder der Zerstörung der Wälder, oder einer andern Störung des Gleichgewichts in der Fauna Kurgs zuzuschreiben ist, blieb bisher Gegenstand der Vermutung. Die Tatsache ist nur zu gewiss, und es muss mit diesem Faktor gerechnet werden.

Der Kaffeebaum mit seinen glänzenden sattgrünen Blättern ist eine schöne Erscheinung, besonders um die Zeit, wo die weissen Blüten rings um die Zweige herum aufbrechen und die Luft mit einem feinen Aroma erfüllen. Die Frucht gleicht einer roten Kirsche und hat einen angenehmen Geschmack. Sie enthält zwei in pergamentartigen Hülsen eingeschlossene Bohnen, bei jüngeren Bäumen nur eine in rundlicher Form. Das Fleisch der Frucht wird im sogen. Pulper entfernt, die Bohnen gewaschen und getrocknet und dann zur Enthüllung, Verpackung und Verschiffung an die Küste verschickt. Grosse Liebhaber der Kaffeekirsche sind die Schakale, die klugerweise nur die reifsten Beeren nehmen. Im Walde deponiren sie dann die Bohnen,

die von den Pflanzern gesammelt werden. Ich kann versichern, dass dieser „Fuchskaffee“ ein ganz vorzügliches Getränk liefert.

Der Kaffee-Export aus Kurg betrug in den Jahren 1857 — 69 Total 26,133 Tonnen im Werth von 26,133,750 Mark.

Neuerdings sind gelungene Versuche gemacht worden, den Cinchonabaum, den Cacao, den Manila-Hanf (*Musa textilis*) und Rhea (*Boehmeria nivea*), die beiden letztern wegen der Faser, zu akklimatisiren. Auch die Kartoffel ist mit Erfolg eingeführt worden.

Die Fauna Kurgs ist ziemlich reich. Vertreten sind: der Elephant, Büffel, Königstiger, Panther, der schwarze Bär, Tigerkatze, Waldkatze, Affe und Fledermaus, Zibethkatze, Hyäne, Ichneumon, Otterhund (*Lutra Noir*, Cuv.), Ratten von allen Gattungen bis zur Grösse eines Ferkels, Eichhorn, Schakal, Hase, Stachelschwein, Wildschwein, Reh und Waldschaf, Ameisenfresser. Vögel sind zahlreich, vom Adler herunter zum Spatzen, dem unabtreibbaren Proletarier der gefiederten Welt. Darunter zeichnen sich einige durch prachtvolles Gefieder, andere durch künstliche Nester aus. Von Reptilien sind zu nennen zwei Arten Schildkröten und die zahlreichen und zum Teil gefährlich giftigen Schlangen. Die grösste unter ihnen, die 12 bis 15' lange Felsenschlange, wird öfter in den Cardamomengärten geschossen.

Unter den Insekten ist die nützliche Biene ziemlich zahlreich. Bis zu 100 Schwärme hausen hie und da auf *einem* Baum und geben einen guten, stark aromatischen Honig. Auch die minder angenehmen Wespen, Hornisse und Thermiten fehlen nicht. Für Musik sorgen die Grillen und Cicaden, für geschwollene Glieder die giftigen Tausendfüssler und Skorpionen, für Aderlass die Blutegel. Schmetterlinge gibt es einzelne sehr grosse und schöne Arten. Eine reizende Erscheinung sind die Leuchtkäfer (*Lampyris splendidula*), die in Kurg besonders zahlreich zu finden sind. Mögling schreibt darüber treffend: „Strauch und Busch und Baum, so weit das Auge reicht, brennen in magischem Licht. Der Boden, die Luft, Alles wimmelt von Lichtfunken, jedes Blatt scheint seine Zauberlande zu tragen. Das Tal dort unten, die bewaldeten Hügel rechts und links, der ferne dunkle Forst, Alles ist durchleuchtet und glüht in immer wechselndem Schimmer, als hätte jeder Stern seinen Stellvertreter gesandt, um an der nächtlichen Beleuchtung der dunkeln Erde Theil zu nehmen. Woher auf einmal diese unzähligen Lichter? Kein Laut lässt sich hören, schweigend drängt sich das leuchtende Gewühl in phantastischer Verwirrung an dir vorbei. Sieh diesen Busch, jenen Baum! Myriaden feuriger Funken strömen in rotem Glanz durch das Labyrinth von Blättern und Zweigen. Ein Augenblick, und sie sind verschwunden; und wieder flammt es auf, heller als je, wie wenn ein regelmässiger Pulsschlag diese Welt

phosphorischen Glanzes belebte. Man schaut und schaut, und meint, man könnte die ganze Nacht dasitzen, verloren in die Betrachtung des zauberhaften Schauspiels. Es gibt kein Naturspiel, das sich diesen Licht- und Nebelbildern der Leuchtkäfer in Kurg vergleichen liesse, als etwa das Phosphorleuchten der tropischen Meere.“

Diese Erscheinung ist besonders lebhaft in den heissen Monaten April und Mai, in denen bereits Gewitter als Vorläufer der Regenzeit vorkommen. Über diese prachtvolle Naturerscheinung will ich nochmals Dr. Mögling reden lassen: „Der Kampf der Elemente scheint in den Gebirgshöhen einen grossartigeren Gang zu nehmen als im unteren Lande. Schichten, Berge von Wolken bewegen sich manchmal wie in Schlachtordnung gegeneinander. Aus der Ferne zuerst, dann näher dröhnt der Donner des schweren Geschützes; einzelne Salven des elektrischen Strahls durchflammen die Finsternis. Jetzt rücken ganze Batterien heran, Donnerschläge betäuben das Ohr. Das Auge schliesst sich unwillkürlich vor dem blendenden Glanz der feurigen Strahlen. Endlich treffen beide Heere im Handgemenge zusammen, der Himmel scheint in Flammen zu stehen; — jetzt aber lässt der Kampf nach, das Krachen des Geschützes erfolgt in längeren Zwischenräumen, das Feuer der Blitze wird matter, der Regen fällt in Strömen.“

Im Juni beginnt der Regen mit grosser Heftigkeit und unter gewaltigen Windstössen, aber das grösste leistet der Juli, wo der Regen sozusagen in Permanenz erklärt ist. Manchen Sommer bekommt man die Sonne vier Wochen und länger nicht zu sehen, und das Leben wird entschieden ungemütlich. Der Regenfall der Monsur erreicht bis 150“; der Durchschnitt der acht Jahre 1863/70 betrug in der Hauptstadt Mercara 120,65“. Im September bricht die Sonne durch und im Oktober stellt sich der kalte Ostwind ein und hellt den Himmel auf. Damit beginnt die kühle Zeit, während welcher aber, im Gegensatz zur Küste, Nebel nichts ungewöhnliches sind.

Die mittlere Temperatur der Jahre 1866 bis 1876 betrug in Mercara (4000'): Januar 65, Februar 67, März 70, April 71, Mai 72, Juni 67, Juli 65, August 66, September 66, Oktober 66, November 65, Dezember 64° Fahrenheit. Die niedrigste Temperatur in diesem Zeitraum war 50, die höchste 86°, so dass man das Klima wohl ein gemässigttes heissen darf. Dabei ist nicht ausgeschlossen, dass in den tiefer gelegenen Landesteilen die Hitze bedeutend höher wird. Unter ihrem Einfluss entwickeln sich Malariadünste, die hartnäckige Wechsel- fieber erzeugen und namentlich den eingewanderten Hindus, aber auch den Europäern gefährlich werden. Es gibt Gegenden in Kurg, die in Beziehung auf Fieber ebenso schlimm waren als die afrikanische Westküste, die aber im Laufe der Jahre infolge der Rodung des Busches

und regelmässigen Anbaues sich in gesundheitlicher Beziehung auffallend verbessert haben. Es ist mir ein Beispiel bekannt, dass ein Europäer an einem solchen Orte, das vorher als Fiebernest einen bösen Namen hatte, 2 Jahre ohne jeglichen Fieberanfall sich aufhielt. Er hatte freilich die Vorsicht gebraucht, sein Bett 6 Fuss über dem Boden anzubringen, weil die schwereren Malariadünste nicht in die Höhe steigen sollen.

Die barometrischen Schwankungen während 1866/70 bewegten sich in Mercara zwischen 26,₁₅ und 26,₆₀, also innerhalb bescheidener Schranken.

Die gesammte Bevölkerung Kurgs mag sich jetzt auf zirka 150,000 Seelen belaufen, worunter zirka 40,000 eigentliche Kodaga. Einen genauen Census zu erhalten war bisher nicht möglich, weil die Unwissenheit der eingebornen Beamten und der Aberglaube des Volkes dies stets zu verhindern wussten. Die, jedenfalls etwas zu nieder gegriffene offizielle Annahme von 1870 berechnet:

Kodaga	24,585
Andere Hindus	80,934
Mohammedaner	5,774
Christen	1,659
	<hr/>
	112,952

Vor den Zeiten der Gewaltherrschaft Haider Alis und Tippu Sahebs scheint das Land viel bevölkerter gewesen zu sein, wenigstens befinden sich mancherorts Ruinen von Dorfschaften und früherer Reisfelder, die ganz mit Wald überwachsen sind. Während der langen Kriege mit diesen beiden bösen Nachbarn sollen mehr als die Hälfte der Bewohner des Landes umgekommen oder in die Gefangenschaft nach Meisur geschleppt worden sein. Von letztern entrannen im ersten Kriege der Engländer mit Tippu Sultan 12,000 Seelen und kehrten in ihr Land zurück.

Ausser den Kodaga und Amma Kodaga sprechen folgende Stämme den Kurgdialekt, der ein Mittelding zwischen Kanaresisch und Malayalam ist, sich aber in den Formen mehr dem letzteren nähert;

Die Eimbokkalu von eivattu vokkalu 50 Pächter. Sie sind 50 Mann hoch, s. Z. aus Meisur eingewandert, stehen in Beschäftigung und Gewohnheiten den Kodaga nahe, haben sich aber neuerdings der Vaishnavasekte angeschlossen und dünken sich daher höherstehend.

Die Hegade, ursprünglich aus Malabar, Landbauer.

Die Binepada, ebenfalls aus Malabar, früher bettelnde Musikanten, jetzt Ackerbauer.

Die Badige, Schmiede und Zimmerleute aus Malabar und Kanara stammend.

Die Madivāla, Wascherleute, Kāvati, Ackerbauer, Nainda, Barbieri, alle drei aus Malabar.

Die Koymra, Töpfer.

Die Kudiya leben in der östlichen Bergreihe, wo sie den Saft der *Caryota urens* sammeln und verkaufen.

Die Méda — Schirm- und Korbflechter und Musikanten bei Kurg-Festlichkeiten.

Die Holeya, frühere Sklaven, zirka 15,000 Seelen zählend, nächst den Kodaga der zahlreichste Stamm. Sie, sowie die Jerava, eine andere Sklavenkaste, wurden früher wie Rindvieh verkauft und behandelt, geniessen aber seit 1834 gesetzliche Freiheit. Trotzdem sind sie meist in Hörigkeit der Kodaga geblieben, werden aber nach und nach zum Bewusstsein ihrer Rechte aufwachen. Schon jetzt erlaubt sich hie und da ein Holeya-Stutzer, sich in voller Kurg-Tracht sehen zu lassen, was ihm früher eine ungemessene Tracht Prügel eingetragen hätte.

Ausser diesen Stämmen sind noch einige andere mit eigener Sprache, so die Kurumba, ein kanaresischer Stamm, der in der ganzen Ghatkette zu finden ist. Sie sind halbwild, leben von Honigsammeln, Korbflechten und Tagelöhnerarbeit und sind dem Opium ergeben, während sie Fleisch und Branntwein meiden.

In der Gegend von Vīrarājendōrpett sind Katholiken aus Nord-Kanara als Händler und Ackerbauer, die Maleya sind ein Zigeunerstamm aus Malabar, der sich mit Quacksalberei und anderem Schwindel beschäftigt. Aus Meisur eingewandert sind Shivāchāris, die als Händler und Ackerbauer überall zerstreut leben. Dann sind Brahmanen, Mohammedaner, Tamilleute, Adia, eine Art Parias, und in den Kaffeepflanzungen tausende von kanaresischredenden Kulis aus Meisur, so dass das Ländchen eine wahre Musterkarte von Menschheit aufweist.

Die herrschende Stelle unter all diesen Stämmen nehmen die Kodaga ein, die seit undenklicher Zeit Herren des Bodens sind. Sie haben eine besondere Priesterkaste, die Amma Kodaga, die aber dem Fluch aller vorbrahmanischen Priesterkasten verfallen zu sein scheint, entweder auszusterben oder vom brahmanischen System absorbirt zu werden.

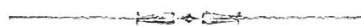
Die Kodaga, die unter sich keine Kaste kennen, und in ihrem festen Zusammenhalten eher einem schottischen Clan, als einem indischen Volksstamm gleichen, kontrastiren auch in ihrer äusseren Erscheinung auffallend gegenüber den Bewohnern der Küste und des östlichen Meisur, obschon sie in Sprache und Gewohnheiten manches mit den einen oder andern gemein haben. Sie sind gross, muskulös, breitschultrig und leichtfüssig. Männer von sechs Fuss und darüber sind nicht selten. Die Gesichtszüge sind regelmässig, oft durch eine Adlernase bemerkens-

wert, und von hellerer Farbe, als die ihrer Nachbarn. Der Schnurrbart ist allgemein, von älteren Männern wird auch der Backenbart gepflegt. Die ganze Haltung des Mannes zeigt ein männliches Selbstbewusstsein und ein stark ausgeprägtes Unabhängigkeitsgefühl. Die Frauen sind ebenfalls wohl gebaut und ihre Tracht ist eine der anständigsten und schönsten in Indien. Die der Männer besteht aus einem weissen oder dunkelblauen bis unter die Kniee reichenden Überrock, der durch einen buntfarbigen, meist roten, mehrmals um den Leib geschlungenen Gürtel zusammengehalten wird. In diesem darf das Kurgmesser mit elfenbeinernem oder silbernem Griff, oft auch silberner Scheide und Kette, nicht fehlen. Den Kopf bedeckt der Turban oder ein umgewundenes rotes Tuch. Bei festlichen Anlässen kommt reichlicher Goldschmuck zum Vorschein, bei den Männern Medaillen und andere Belohnungen für Tapferkeit, die in der Familie als Heiligtümer bewahrt werden. Die weissen Kleider sind mit roter Stickerei nach einheimischen oft eleganten Mustern besetzt, auf welche sich die Frauen nicht wenig zu gut tun, weil das Muster auf beiden Seiten gleich gut erscheint. Seit alter Zeit hat der Kodaga nebst Jagd und Krieg nur den Landbau als eine seiner würdige Beschäftigung betrachtet, wobei ihm die Frau die leichteren und geringeren Geschäfte abzunehmen hat. Diese hat überhaupt wenig Zeit zum Müssiggang, während der Mann sich manche Stunde zum Betelkauen und zur Unterhaltung erübrigt. Die Unteilbarkeit der Familien-Erbgüter bringt es mit sich, dass 2—3 Generationen mit 40—80 Seelen einen einzigen Haushalt bilden, wobei noch die Arbeiter von der Frau des Hauses gespeist und angewiesen sein wollen. Das macht es erklärlich, dass sie ein volles Pensum von Arbeit hat und ihre Energie und Körperkraft wohl brauchen kann. Hie und da gibt es denn auch willenskräftige Frauen, die mehr als nur ihren Anteil am Hausregiment in ihren Händen haben. Neben dem Fleiss der Frauen wird auch ihre reinliche Küche gerühmt. Um so unangenehmer berührt es, dass die Kodaga die indische Unsitte angenommen haben, nicht mit den Frauen zu essen, wodurch das Essen mehr einer Fütterung, als einer Sammlung der Familie um das gemeinschaftliche Mahl gleicht. Die Hauptnahrung ist der Reis mit Zutat von Pickles und scharfen Saucen, denen klein geschnittenes Fleisch oder Gemüse zugesetzt wird. Dazu wird Palmwein oder Reisbier getrunken, in neuerer Zeit leider auch grosse Quantitäten Schnaps, dessen Genuss zur Zeit der Radschas mit schweren Strafen belegt war. Schweinefleisch wird mit besonderer Vorliebe gegessen, dagegen rührt der Kodaga kein Rindfleisch an und selbst die Engländer müssen heute noch das Schlachten des Viehes an der Landesgrenze besorgen, damit das Land nicht den Fluch des Kuhtötens zu tragen hat.

Errata.

Da der zweite Teil dieser Arbeit (Seite 49—60) durch ein Versehen dem Verfasser nicht zur Korrektur vorgelegen hat, sind leider eine Anzahl Druckfehler stehen geblieben, von denen die wesentlicheren hier folgen:

Seite 49	Zeile 6	von oben	lies	Takkamukhyastaru.
" 49	" 10	" "	"	Takka, statt Takha.
" 49	" 11	" "	"	Rupies, statt Reïs.
" 49	" 13	" "	"	Nādumukhyastaru.
" 49	" 14	" unten	"	Dschambu, statt Tschambu.
" 50	" 2	" oben	"	Monsunregen.
" 50	" 4	" "	"	kanaresisches.
" 50	" 13	" "	"	Bananenstamm.
" 50	" 15	" "	"	ein mir, statt mir ein.
" 50	" 18	" "	"	Bogen, statt Bagan.
" 50	" 14	" unten	"	Erlangung, statt Ermanglung.
" 50	" 6	" "	"	engen, statt einzelnen.
" 51	" 18	" oben	"	Kaweri, statt Kanari.
" 51	" 21	" "	"	Keilmuttu, statt Keilmutta.
" 52	" 5	" "	"	Parwati, statt Sarwati.
" 52	" 11	" "	"	Cobra, statt Zebra.
" 53	" 10	" unten	"	vom, statt einem.
" 54	" 9	" oben	"	Mudduraya und Muddaya.
" 55	" 15	" "	"	Wirarādscha, statt Wiradscha.
" 55	" 17	" unten	"	Ghats und Bantwal.
" 55	" 6	" "	"	Abererombie.
" 55	" 5	" "	"	Cornwallis.
" 55	" 4	" "	"	Bangalore.
" 56	" 20	" oben	"	Garnisonen, statt Garnison.
" 56	" 15	" unten	"	Landesverwalter in Meisur.
" 56	" 13	" "	"	Meisur-Gebiet.
" 56	" 12	" "	"	Wellington und Ghats.
" 56	" 11	" "	"	Pagoden, statt Pagaden.
" 56	" 3	" "	"	vor, statt um.
" 57	" 20	" oben	"	Wirarādscha, statt Mahādēva- rāni.
" 58	" 13	" "	"	Kunta Basawa.
" 59	" 4	" "	"	Padre, statt Kaste.



Ein schöner Zug im Kodaga-Charakter ist die Gastfreundschaft, und ein anderer die Achtung vor dem Alter. Es war mir rührend, zu sehen, wie junge Leute auf der Strasse mit vor der Brust zusammengelegten Händen vor Älteren niederknieten und ihre Füße berührten, während diese die Hand segnend auf das Haupt der Jüngeren legten. Eine eigentümliche Erscheinung ist das Institut der Takkaumkyastaru, eine Art Ehrengericht, das in jeder Dorfschaft für Aufrechthaltung guter Sitte und väterlicher Tradition, wie Besuch der Feste und ordentliches Betragen an denselben zu sorgen hat und auch in Fällen von Trunkenheit und Ehebruch einschreitet. Die Würde der Takha ist in gewissen Familien erblich. Sie dürfen eine Busse bis zu Reïs 10. — auferlegen. Weigert sich der Verurteilte zu zahlen, so wird er aus der Gemeinschaft ausgeschlossen, kann aber an das Kollegium der Mādumkyastum, die über den Bezirk Jurisdiktion ausüben, appelliren, und hat sich mit ihrem Urteil zufrieden zu geben. Diese von den Radschas herdatirende Einrichtung dürfte sich mit den nötigen Modifikationen auch für manche Gegenden ausserhalb Kurgs sehr empfehlen.

Dieser kernhafte, auch gegen die oft ungünstigen klimatischen Verhältnisse, z. B. die Malaria, abgehärtete Menschenschlag geniesst bei seinen Nachbarn keines feinen Ruhmes. Sie gelten für stolz, reizbar, rachsüchtig, grausam und schwer zu regieren, und ganz unrichtig ist ein solch volkstümliches Urteil nie. Jedenfalls hat der Charakter des Volkes unter der grausamen willkürlichen Regierung seiner letzten Fürsten nicht gewonnen. Was aber diesem Bergvolk nicht abgesprochen wird, ist persönliche Tapferkeit und Anhänglichkeit an sein Land, die den Kodaga nur schwer dazu kommen lässt, auszuwandern. In einem Volksliede heisst es:

Gedeihe, Land unsrer Väter,
Land der Häuser und der Farmen,
In der berühmten Tschambu-Insel.
Viel herrliche Königreiche gibt es,
Welches unter ihnen ist das schönste?
Hoch erhaben über die hohen Berge,
Tront das schneeige Mahàméru
Und unter den Bäumen im Blütenschmuck
Ist das Sampige das schönste.
So ist Kurg, eine Schnur von Perlen,
Lieblichst unter den Königreichen.
Lebe darin, mein Freund, und gedeihe.

Nicht nur wird die Jagd von jeher als Zeitvertreib gerne gepflegt, sondern in den früheren unruhigen Zeiten bewährte sich der Kodaga auch als Krieger selbst gegen überlegene Feinde, besonders hinter den Verschanzungen, die in Gestalt tiefer Gräben und Brustwehren

das Gebirgsland nach allen Richtungen durchziehen und die den Monsürayen vor Jahrhunderten getrotzt haben, sowie unter dem Schutz seiner Wälder. Dass er es aber auch nicht schwer nimmt, das Gesetz in die eigene Hand zu nehmen, deutet ein kanarisches Sprüchwort an: Der Kanarese kommt in's Unglück durch sein Maul, der Kurgmann durch seine Faust.

Bei der Jagd auf Elephanten und Tiger zeigt der Kurgmann grosse Kaltblütigkeit und schießt auf kurze Distanz, wobei ihm jetzt die besten europäischen Feuerwaffen zu Gebot stehen, während früher Alles im Lande selbst angefertigt wurde, vom Goldschmuck an bis zur Flinte, besonders die grossen Kurgmesser, die in der Hand kräftiger Männer eine furchtbare Waffe bildeten, und heut noch beim Spiel ihren Platz behaupten, z. Beispiel bei der Kraftprobe, einen Baumstamm mit einem Hieb durchzuhauen. Die Kurgschmiede stehen im Ruf, das Härten des Stahls aussergewöhnlich gut zu verstehen, so dass mir ein bekannter Engländer mit einem Kurgmesser ein Hebeisen durchgehauen hat ohne dass es schartig wurde. Früher diente als Waffe gegen Mensch und Tier das starke Bagan mit zirka zwei Fuss langen Pfeilen aus Schilfrohr, die mit eiserner Spitze, mit ein oder zwei Widerhacken, mit breiter ovaler Schneide oder blos mit abgerundetem Kopf zur Betäubung des Wildes versehen waren.

Seit der Pacifizierung des Landes durch die Engländer findet der Kodaga keine Gelegenheit mehr zur Ausübung seiner wilden, kriegerischen Neigungen und namentlich ist ihm die Möglichkeit genommen, seiner Spezialität, den Raubzügen in fremdes Gebiet obzuliegen, aber bei den Volksfesten wird die Erinnerung an die ruhmvolle, tatenlustige Jugendzeit des Volkes aufgefrischt, vielleicht auch bei Tieferblickenden das Bewusstsein geweckt, dass das Volk anfängt alt zu werden. Jetzt gilt List und Klugheit in Ermanglung von Amt und Einfluss mehr als persönliche Tapferkeit. An Stelle grausamer Mordlust ist Betrug und Bestechung, an die Stelle der Blutfehde die oft von Generation auf Generation sich forterbende Familienfeindschaft getreten, die nicht selten mit dem Ruin des einen Teiles endet. Ein trauriger Fleck im Leben des Volkes ist die das Familienleben vergiftende Weibergemeinschaft. Zwar heirathet jeder Sohn der Familie, aber die Weiber sind Gemeingut und die Kinder sind Kinder des Hauses. Zu welchem Groll und Zerwürfnis bei dem einzelnen Zusammenleben der grossen Familie dieses Verhältnis oft führt und welche Hölle auf Erden ein solches in sich uneiniges Haus sein muss, lässt sich denken. Es ist zu hoffen, dass bei den verschiedenen auf das Volk eindringenden Einflüssen sich diese Missstände nicht lange mehr werden halten können, sondern dass es zur Teilung der grossen Erbgüter der Familie und zur Selbstständig-

machung der verheiratheten Söhne kommen werde. Möge diese tief eingreifende soziale Frage sich ohne grosse Störung vollziehen und aus ihrer einstigen Lösung eine Veredlung des Familienlebens hervorgehen. Lobend ist zu erwähnen, dass die Kodaga nicht wie die übrigen Hindu in unreifem Alter heiraten, was wohl mit ein Grund ihrer kräftigen Leibesbeschaffenheit ist. Ehen vor dem 16. Jahr kommen sozusagen nicht vor und nicht selten haben die Eheleute bei der Hochzeit das 20. Jahr überschritten. In alter Zeit warteten sie sogar bis zum 30. Jahr.

Die Gebräuche bei Hochzeit, Geburt, Todesfall näher zu beschreiben, erlaubt die Zeit nicht, ebenso können die Feste des Volkes nur kurz berührt werden, die zwar nicht zahlreich, aber dadurch interessant sind, dass das jetzige und frühere Leben desselben in ihnen sich spiegelt. Das ist namentlich der Fall bei dem Huttari- oder Neureisfest im November-Dezember und dem Bhagawatifest im Frühjahr vor Beginn des Feldbaues, die dem schriftlosen Stamm eine Art lebendiger Ueberlieferung geblieben sind, aus welcher hervorgeht, dass das Volk von jeher Ackerbau und Jagd betrieben und in permanenter Fehde gelebt hat. Das Kanarifest im Oktober-November ist das Stammesfest des Volkes und wird in Talakaweri in der Nähe der Quellen des hl. Flusses gefeiert, übrigens auch zu Hause von den Zurückgebliebenen. Im Monat des Löwen, August-September, ist das Keilmutta- oder Jagdfest, für die Jungmannschaft das Fest der Feste. Verbunden damit sind Scheibenschiessen, gymnastische Übungen, Kraftproben und eine zweitägige Jagd. Leider gehören zum Fest nicht nur anständige Kurzweil, sondern einzelne Spiele werden auch mit Schimpfreden und Zoten gewürzt. Den Vortheil haben übrigens diese Volksfeste vor den unsrigen, dass die unvermeidlichen Festreden dort ganz fehlen. Dem Kodaga ist die Liebe zum Vaterlande so selbstverständlich, dass er nicht das Bedürfnis fühlt, bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit daran erinnert zu werden.

Ein grosser Unterschied zwischen den Kodaga und den meisten andern indischen Stämmen ist der, dass sie sich in seltener Weise der hierarchischen Gelüste der ehr- und geldgierigen Brahmanen zu erwehren gewusst haben. Es besteht zwischen beiden Klassen eine gründliche gegenseitige Abneigung. Während die spottenden Brahmanen die Kodaga schweinefleischessende Bastard-Kschatria heissen, haben diese ein Sprüchwort:

Patama pàdekaga, pureke Karikaga
 Beppeneke bechaka pireke Karikakur
 Pappaneke pottaka pat amapadekàku.

„Der Brahmane taugt nicht zum Fechten, die Coloquinte nicht zum Kari, wird aber die Coloquinte gehörig bereitet, mag sie zum

Kari gebraucht werden und bei richtiger Behandlung der Brahmanen zum Fechten.“ Immerhin hat das schlaue Priestervolk die Anbetung einiger seiner Götter zu Wege gebracht, und es finden sich Bhagawati- und Shina-Tempel, Heiligtümer des Cijjappa oder Jagdgottes und Stellen, wo der Rakeschwari oder Sarwati jährlich blutige Opfer gebracht werden. Die Hauptstelle in der Kodaga-Religion nimmt aber der Ahnendienst ein, bei welchem nichtbrahmanische Priester fungiren. Verbunden mit diesem Kultus sind Tieropfer, Tänze, Besessenheit durch Geister der Abgeschiedenen und orakelhafte Aussprüche derselben. Weitere Gegenstände der Verehrung sind Dämonen, Gestirne und die Zebra, und den Sterndeutern, Wahrsagern und Zauberern ist im Aberglauben und der Unwissenheit des Volkes ein ausgiebiges Erntefeld offen. Eine wahre Landplage ist das Zauber- und Hexenwesen, und die Klage gegen die sonst beliebte englische Regierung ist, dass sie den durch geheime Künste Geschädigten nicht gestattet, sich summarisch Recht zu schaffen.

Der Tadel kann allerdings der englischen Verwaltung nicht vor-
 enthalten werden, dass sie sich damit begnügte, dem tief eingewurzel-
 ten Aberglauben des Volkes Verachtung und Mitleid entgegenzubringen,
 ohne etwas für Beseitigung desselben zu tun. Ehe im Jahre 1853
 der Basler Missionär Dr. Mögling seine Arbeit in Kurg anfang, geschah
 in dieser Beziehung gar nichts. 1855 errichtete er in der Hauptstadt
 Mercara eine englische Schule, wofür ihm Sir Mark Cubbon das Ab-
 steigequartier der Reisenden, früher Elefantentempel der Radschas, über-
 liess. Im Anfang waren die Häupter des Volkes der Schule feindlich
 gesinnt, aber nach und nach schwand das Vorurteil und sie füllte
 sich und gedieh. Da der Generalgouverneur sie mit Mk. 7000 jähr-
 lich subsidirte, war auch ihr äusserer Bestand gesichert. Es war mir
 eine Freude, die Schaar lebhafter und intelligent aussehender Jungen
 auf den Schulbänken und bei fröhlichem Spiel zu beobachten und einen
 Vergleich anzustellen mit den Brahminenjungen an der Küste, die wie
 alte Männer daherschleichen und sich nie zu einem ehrlichen Zwei-
 kampf oder anderer bubenhafter Äusserung der Lebenslust aufzuraffen
 im Stande sind. Als Mögling krankheitshalber das Land verlassen
 musste, ging die Schule 1860 unter seinem deutschen Gehilfen an die
 Regierung über und ist zum Mittelpunkt eines über das ganze Land
 ausgebreiteten Netzes von Schulen geworden. Die Arbeit unter den
 Kodaga hat bisher wenig sichtbare Früchte getragen, trotzdem Manche,
 wie z. B. der kürzlich verstorbene erste eingeborne Beamte des Landes
 der Mission sehr zugethan waren und sind. Immerhin lässt sich nicht
 verkennen, dass sich neue Anschauungen Bahn brechen, wie die Tat-
 sache zeigt, dass die Leute sich ihrer Weibergemeinschaft zu schämen.

anfangen. In der Nähe von Viraradschendrapetta ist eine Christenkolonie früherer Sklaven angelegt worden, und auch für Erziehung des weiblichen Geschlechtes ist durch Errichtung einer Kurg-Mädchenschule ein erster Schritt gethan. Es sind jetzt 265 Christen in Verbindung mit der Basler Mission.

Die Anfänge der Geschichte Kurgs sind völlig dunkel, weil die Brahmanen in selbstsüchtigem Interesse die vorhanden gewesenen Traditionen dermassen „überarbeitet“ haben, dass der Kern von der Schale nicht mehr zu unterscheiden ist. Glaubwürdig ist in ihrer Darstellung nur, dass der Stamm von Anfang an ein reckenhaftes und rauflustiges Geschlecht war. Erst von 1633 an besitzen wir geschichtliche Daten in einer von dem Kurfürsten Dodda Vīrarāschēndra Wodeya von 1797 bis 1808 verfassten Chronik, die die Zeitgeschichte ausführlich, die frühere dagegen nur in Kürze behandelt. Andere im Archiv in Mercara vorhanden gewesene geschichtliche Dokumente sollen von Haidu Ali zerstört worden sein. Dieses Rādschēndranāme wurde im Archiv in Mercara aufgefunden und von Dr. Mögling im kanaresischen Original herausgegeben, auszugsweise auch ins Englische und Deutsche übertragen. Die Darstellung macht, so weit sie geht, den Eindruck der Nüchternheit und Zuverlässigkeit; dagegen scheint Manches absichtlich verschwiegen zu sein, um die Tatsache zu verbergen, dass das Kurfürstenhaus früher im Vasallen-Verhältnis zum Ikkeri-Königreich gestanden hat, welches von Haidu Ali, dem Zeitgenossen des Verfassers, gestürzt worden war. Der Verfasser, der heute noch im Andenken des Kurgvolkes lebt, war ein ritterlicher Fürst, und es lohnt sich wohl, sein Leben und sein tragisches Ende wenigstens im Umriss zu betrachten.

Der erste vom Rādschēndranāme erwähnte Fürst ist Mudduraga, von Haleri (drei Stunden östlich von Mercara, wo jetzt noch ein Palast des Kurfürsten steht) der 1633 regierte und 1687 starb. Sein Sohn Dodda Wirappa folgte ihm in der Regierung. Während derselben wurde die Festung und das Gebiet von Periapattana, dessen Fürstenhaus sich als eine Familie betrachtete (mit dem Halerihaus), durch Verrat einem König von Meisur erobert, welcher dann auch Kurg sich unterwerfen wollte. Wirappa aber erschlug 15,000 Mann von der Meisur-Armee, und kurz darauf den Radscha von Kotayangadi und 5000 Nayer, die er von Malabar her aufgeführt hatte. Dann befestigte er das Land durch Kadangen (Gräben) und feste Tore an den Engpässen. Nach 18 Ruhejahren fing der König von Meisur mit Belur Krieg an, und Wirappa benutzte die Gelegenheit, sich das Yelusāvira-schīme als Anteil an der Kriegsbeute zu holen. Später hatte er noch einen Straus mit dem Radscha Wīrawarmo von Tscherkal und erwarb noch einige Dörfer am Fuss des Gebirges im jetzigen Süd-Kanara. Er

starb in hohem Alter 1736 und wurde mit zweien seiner Frauen verbrannt. Während der Regierung seines Nachfolgers, Tschikka Wirappa, bereiteten sich im benachbarten Meisur wichtige Dinge vor. Der Offizier Haider Ali hatte sich gegen seinen Fürsten aufgelehnt und die Gewalt an sich gerissen. Er eroberte das Ikkeri-Reich, und machte nun Ansprüche auf Kurg. 1765 wurden mehrere Treffen mit wechselndem Erfolg geliefert, bis schliesslich der Meisurgeneral geschlagen wurde und abzog. 1766 starb der kränkliche Radscha, und seine zwei Vettern Muoduraya von Haleri und Muodaya von Horamale übernahmen gemeinschaftlich die Regierung. Sie schlugen zweimal die Armee Haider Alis und hatten einige Jahre Ruhe. Beide starben 1770. Da entspann sich eine unheilvolle Familienfehde zwischen der Haleri- und der Horamale-Linie und Lingaradscha von Haleri wandte sich um Schlichtung derselben an Haider Ali, der begreiflicherweise von diesem Ansinnen entzückt war. Vorderhand aber konnte er nichts tun, weil er durch ein Heer des Peschwa (Fürst der Mahratten), das Meisur zwei Jahre lang besetzt hielt, völlig im Schach gehalten war. 1773 versuchte Haider einen Einfall in Kurg, wurde aber geschlagen. Ein zweiter Versuch gelang, und die ganze Horamale-Familie wanderte ins Gefängniss nach Seringapatam, wo sie 1774 unter den Messern der Muselmanen endete. 1775 starb Appädschirädscha von Kurg, und sein Nachfolger Lingarädscha 1780. Bei seinem Tod war sein ältester Sohn, Wirarädscha, Verfasser der Rādschēndranāme, erst 17 Jahre alt, und diesen Umstand benutzte Haider Ali sehr gern, um Kurg in Besitz zu nehmen, angeblich um es bis zur Volljährigkeit des Prinzen zu verwalten. Unklugerweise setzte er zum Landesverwalter einen Brahmanen ein, denn das Volk ertrug die Schande, von einem solchen regiert zu werden, nicht lange, und empörte sich 1782. Auf Befehl Haiders wurden die Prinzen nach der Festung Garūr gebracht, worauf das ganze Volk zu den Waffen griff und die Mohammedaner sammt Statthalter zum Lande hinaus jagte. Im Dezember desselben Jahres starb Haider Ali an einem Karbunkel. Sein Sohn Typpu hatte mit den Engländern zu fechten und schickte die Kurg-Familie in die starke Festung Periapattane, wo sie schlecht behandelt wurde und mehrere ihrer Glieder wegstarben. Typpu kam auf seinem Rückzug von Norden durch Kurg und verglich sich mit den Aufständischen im Jahre 1784. Aber schon 1785 erfolgten neue Unruhen. Typpu schickte Dschanulabdin mit 15,000 Mann hin, der aber von den Kurgs wiederholt geschlagen wurde und abziehen musste. Binnen zwei Monaten erschien ein neues Heer und rückte bis Mercara vor, wo ein friedliches Abkommen getroffen wurde. Die Kodaga fühlten sich sicher, wurden aber in verräterischer Weise überfallen, ihrer eine grosse Zahl mit Familien nach Meisur geschleppt und zum Islam ge-

zwungen. Um die Stelle der Landeskinder auszufüllen, wurden Mohammedaner ins Land geschickt und die verlassenen Güter unter sie verteilt. Wiraradscha wurde durch seine Getreuen vom Stand der Dinge unterrichtet und entwich am 20. Dezember 1789 aus Periapattana. Beinahe wäre er durch Verrat des Landesverwalters Nāgappaya ein Opfer des rachsüchtigen und falschen Kōte-Fürsten in Malabar geworden, entkam aber der Schlinge und hat dieses Bubenstück gerächt. Sein erstes Geschäft war, die Mohammedaner aus dem Lande zu jagen und die Kodaga wieder in ihr Eigentum einzusetzen. Typpu hatte einen Aufstand in Malabar zu bekämpfen und schickte ein Heer dorthin über Kurgs Gebiet. Wiraradscha brachte ihm aber eine empfindliche Niederlage bei, so dass nur ein französischer Offizier mit seiner Abteilung sich durchzuschlagen vermochte. Hierüber ergrimmt, schickte Typpu seinen Schwager Burhaneddin mit einem Heer, der ebenfalls den Kürzern zog. Während dieser Kriegsunruhen musste Dodda Wiradscha das Schreckliche erleben, dass sein Erbfeind, der Radscha von Kōte durch eine Räuberbande von 200 Mann einen Teil seiner Familie, die noch in Kurtschi wohnte, überfallen, zwei seiner Frauen und 21 andere Glieder ermorden, die Kostbarkeiten rauben und das Haus in Brand stecken liess. Nachdem er sich in einer mehrwöchentlichen Zurückgezogenheit gefasst hatte, griff er die festen Plätze an, die Typpu noch im Lande inne hatte und gewann sie mit Ausnahme von Mercara, das sich noch länger halten konnte und eroberte dann das Unterland von den Chats bis Bautwal am Nētrāvati-Flus. Hierauf griff er den Feind auf eigenem Boden an und machte zunächst Raubzüge im Meisurgebiet. Die ferneren Kämpfe mit Typpu Sultan hat Wiraradscha in Gemeinschaft mit der ostindischen Kompagnie, mit der er sich verbündete, und der er bis zu seinem Tode unverbrüchliche Treue bewahrte, durchgekämpft. Zwar verlangten die Engländer keine aktive Beteiligung am Kampfe, sondern in erster Linie Beschaffung von Vorräten für die Armee und Deckung ihres Rückens, sowie Durchzug durch Kurg. Der Kurgfürst brachte Reis und andere Vorräte zusammen, und was im eignen Lande nicht aufzutreiben war, holte er ungefragt auf Streifzügen in Meisur. 1791 kam es zum ersten Zusammenstoss. Sir Robert Abercrombie mit der Bombay-Armee operirte von der Kurgseite her, Lord Cornwallis kam mit einer zweiten Armee von Madras. Nach dem Fall von Baugalore und einer verlorenen Schlacht bei Satyamangalam warf sich Typpu in das stark befestigte Seringapatam*), weiteren kriegereignissen schob die Regenzeit einen Riegel. Bis zur Wiederöffnung der Feindseligkeiten im folgenden Jahre suchte Typpu

*) Eigentlich Shrirangapatana.

Wiraradscha durch schöne Versprechungen auf seine Seite zu bringen, aber umsonst. Seringapatam wurde eingeschlossen und Typpu musste Frieden machen. Nach Abschluss desselben kam es den Engländern zum Bewusstsein, dass sie versäumt hatten, für ihren Allirten Wiraradscha ausdrücklich Frieden zu verlangen, und diese Klausel wurde dem unwilligen Feinde durch Wiederauffahren der Kanonen abgenöthigt. Da Typpu mit Gewalt nichts ausrichtete, suchte er sich des trotzigen Grenzhauptlings und unbequemen Nachbars durch Mörderhände zu erledigen, der perfide Anschlag misslang jedoch. Wiraradscha liess alle Bewegungen Typpu's durch Kundschafter beobachten und meldete 1798 den Engländern, dass in Meisur ein neuer Feldzug geplant werde. Im folgenden Jahre kam es zum zweiten Kriege. Am Anfang desselben hatte der Kurg-Radscha Gelegenheit, die Kaltblütigkeit und Bravour englischer Truppen im Gefecht von Siddhēschwara zu beobachten und waren ganz hingenommen. „Auch die alten Schlachten, von denen unsre Schastras und Puranas berichten, sind mit diesem Kampfe nicht zu vergleichen,“ schreibt der tapfere Degen in seiner Chronik. Dieser Sieg nöthigte die Meisur-Armee, abermals hinter den Wällen von Seringapatam eine Defensiv-Stellung zu suchen, während Kurg-Truppen die Garnison Typpu's aus Kanara und einem Teil Malabars vertrieben. Samstag den 5. Mai 1799 (nach englischen Berichten am 4. Mai) hörte man in Kurg starken Kanonendonner in der Richtung von Seringapatam, und nach einer Woche erfuhr man, dass die Festung erstürmt und Typpu gefallen sei. Durch 21 Kanonenschüsse wurde der Freude über diese Nachricht Ausdruck gegeben. Nun bekam Kurg Ruhe vor äusseren Feinden, doch hatte sein Fürst noch mancherlei Kränkungen von dem Brahmanen zu erfahren, den die Kompagnie zum Landesverwalter eingesetzt hatte und dann hatte er vergeblich gehofft, einen Strich Meisur's Gebiet zu erhalten. Dafür wurden ihm auf Antrag des spätern Herzogs von Mellington Gebietsabtretungen im Westen des Qhots mit einem Einkommen von 24,879 Pagaden als Entschädigung für die unentgeltliche Verpflegung der Bombay-Armee gemacht und zu seiner grossen Freude erhielt er einen Ehrendegen vom Generalgouverneur.

Grosse Taten zu tun, war nun dem Fürsten nicht mehr beschieden, weil überall, wo England festen Fuss gefasst hat auch der Krieg aufhörte. Dagegen leistete er der Kompagnie noch manchen Freundesdienst, z. B. das Auffangen des Rädelsführers einer Meuterei in Malabar im Jahr 1806. Hatte er englische Gäste, so lag er gern mit ihnen der Jagd ob, und erlegte einmal Morgens um 7 Uhr 26 Elephanten. Auch Bären und Tiger, wilde Büffel und Wildschweine, Elentiere und Rotwild wurden jeweilen zum Teil in grosser Zahl erlegt.

Am 12. Juni 1807 verschied Mahādēvarāni, die Gattin Wirarādschas, die er leidenschaftlich geliebt und die einen besänftigenden Einfluss auf seinen wilden Charakter gehabt hatte. Von da an war der Mann gebrochen. Er fühlte sich vereinsamt, und nicht nur plagte ihn der Verdacht, dass seine Frau durch Zauberei ums Leben gekommen sei, sondern er fing auch an, für sich selbst Verrat und Zauberei zu fürchten. Dem Volke wurde es allerdings schwer, sein eisernes Joch länger zu tragen, und eine Verschwörung, in die alle Kurgwachen der Festung und des Palastes hineingezogen waren, wollte ihn beseitigen. Durch grosse Geistesgegenwart entrann er dem Tode, aber nur, um furchtbare Vergeltung zu üben. Durch seine Afrikanerwache liess er im Palasthofe 300 Mann zusammenhauen und er selbst schoss vom Fenster aus auf die Aufrührer. Das Blut sei damals wie Wasser bei starkem Regen unter den Toren der Festung hinausgelaufen. Noch 500 weitere Opfer seiner Wut sollen wegen dieser Verschwörung gefallen sein. Solche Wutanfälle, die ihren Grund in einer Störung der Geisteskräfte hatten, und die mit tiefer Niedergeschlagenheit und nagender Reue abwechselten, machten die zwei letzten Jahre des Mannes, dem man ein friedlicheres Ende hätte wünschen mögen, zur Qual. Das letzte Ziel, das Mahādēvarāni vor Augen hatte, war, in Ermanglung eines männlichen Nachkommen, seiner Lieblingstochter Dēvammadschi die Nachfolge zu verschaffen. Um sie vor Nachstellungen zu sichern, liess er seinen Bruder Appadschi in einem Anfall von Wut köpfen, den andern, Lingarādscha, verachtete und unterschätzte er als „dummen, gemeinen Bauern“ und liess ihn am Leben. Aber gerade dieser Fuchs, der sich dumm gestellt hatte, warf später alle Pläne Wirarādschas über den Haufen. Er selbst bemächtigte sich durch List und Gewalt des Trones, und sein Sohn vollendete das Werk, indem er Dēvammadschi hängen, ihren Mann im Palast ermorden und die drei überlebenden Kinder in Stücke hauen liess, wobei er nicht vergass, die Kleinodien seiner Verwandten im Werte von 100,000 Pagoden zu rauben. So folgte eine blutige Vergeltung dem Wüten ihres Vaters nach, der am 9. Juni 1809 das Zeitliche gesegnet hatte.

Von 1809 bis 1820 wurde Kurg von dem „dummen und gemeinen Bauern“ Lingarādscha regiert, der seinen Namen mit Infamie bedeckte. Ohne die ritterlichen Eigenschaften seines ältern Bruders war er ein Despot der gemeinsten Sorte, schaltete und waltete mit absoluter Willkür über Leben und Eigentum seiner Untertanen, hielt das Volk in Unwissenheit und schloss es von den umliegenden Gegenden völlig ab. Ein ausgedehntes System der Spionage lieferte ihm zahlreiche Opfer, und häufige Hinrichtungen frischten den Schrecken seines Armes immer wieder auf. In Kurg wurde mir erzählt, dass bei Audienzen die

kleinste Bewegung von Hand oder Fuss zur Verscheuchung eines Insektes völlig genügte, das Leben zu verwirken. Im Alter von 45 Jahren starb dieses Scheusal unter Schrecken des finstersten Aberglaubens. Die Fürstin brachte sich durch Diamantpulver ums Leben, um nicht der Gnade des jungen Radscha anheimzufallen.

Der letzte Kurgfürst, der sehr mit Unrecht den Namen Wīrarādscha (Heldenkönig) führte, regierte von 1820 bis 1834 und führte ebenfalls ein schändliches Regiment. Sein erster Akt war, Alle, die ihm bei Lebzeiten des Vaters entgegen gewesen waren, aus dem Wege zu räumen. Zwar soll er im Ganzen nur etwa 1500 Menschen gemordet haben, 2000 weniger als sein Vater Lingarādscha, dafür war er so vom Hurengeist besessen, dass ihm unglaublich Scheussliches in dieser Beziehung nachgesagt wird. Zum Minister machte er Kurda Basama, der vom Hundsjungen zum Soldaten, Unteroffizier und Hauptmann avancirte und ein ehrloser, böartiger Mensch war. Man fragt sich billig, wie es möglich gewesen sei, ein solches Schreckensregiment aufrecht zu halten. Von Zeit zu Zeit drangen allerdings trotz der Grenzspërre allerlei Gerüchte über den Stand der Dinge zu den Ohren der Engländer, und 1826 kam der Resident in Meisur, Casamajor, nach Kurg, um Erkundigungen einzuziehen, aber der Fürst wusste es einzurichten, dass er absolut nichts Genaueres erfuhr. Auch spätere Reklamationen der Engländer blieben erfolglos. 1833 forderte der Gouverneur von Madras Wīrarādscha abermals auf, kein Todesurteil ohne vorgängige Anzeige an die Regierung zu vollziehen, und kündigte ihm an, dass Casamajor zu einer persönlichen Besprechung nach Kurg kommen werde, und dass die Regierung freien Abzug verlange für Alle, die das Land zu verlassen wünschen. Casamajor wunderte sich, den Fürsten sehr verändert zu finden, weil er von dessen Ausschweifungen keine Ahnung hatte, ebensowenig davon, dass Dēvammadschi, nach deren Ergehen er sich erkundigte, sammt ihrer Schwester bereits ermordet war. Nach allerlei vergeblichen Versuchen, den Radscha zur Besinnung zu bringen, kehrte der Resident zurück. Wīrarādscha verlor nun vollends alle Besinnung, intriguirte in Meisur gegen England, und auch ein letzter Versuch gütlicher Beilegung der Sache durch einen höheren Beamten aus Madras führte zu nichts. Wīrarādscha wollte es zum Kriege treiben und schickte einen unverschämten Brief an den Gouverneur von Madras. Als Antwort darauf erhielt Oberst Fraser den Auftrag, nach Kurg zu gehen und den Radscha abzusetzen. Vier Heeresabteilungen rückten von Ost und West, Nord und Süd ins Land ein und fanden teilweise tapferen Widerstand. Wīrarādscha wollte es aber nicht zum Äussersten kommen lassen und befahl Einstellung der Gegenwehr, in der Hoffnung, seinen Tron zu retten. Die

Verblendung, mit der dieser Mann in den ungleichen Kampf einging, geht am besten aus seinen Proklamationen hervor. In der ersten hiess es: „Es ist bekannt, dass die Kaffern, Nasara, gemeinen Feringhi die Tempel und Moscheen im Lande verunreinigt, ihre eigene Kaste ausgesandt haben und Alles zu ruiniren entschlossen sind“ etc. „Diese Ungläubigen haben jetzt sich vorgesetzt, mit dem Haus von Haleri Krieg zu führen, damit die schwarzen Leute, die sie an die Front stellen, sich vernichten lassen, und ihnen so die Unterjochung der übrigen erleichtern. Das Haus von Haleri hat sich daher zum Schutze der verschiedenen Kasten erhoben, um gegen diese Feringhi ¹⁾, Nasara ²⁾, Kaffern ³⁾ zu Felde zu ziehen. Wenn ihr euch nun Alle an das Heer des Halerifürsten anschliesset, so muss die Vernichtung dieser Erzfeinde gelingen, und die Angehörigen aller Kasten werden glücklich und im Frieden leben. Denket ja nicht, dass sich eine so gute Gelegenheit wieder finden werde.“

Hätte es noch eines Beweises bedurft, dass das Erlassen pomp-hafter Proklamationen eine barbarische Sitte sei, so hätte der nichtswürdige Wiaradscha ihn endgültig beigebracht.

Auf eine würdige Kundgebung Oberst Frasers antwortete der Radscha in beleidigendster Weise, hiess die Engländer gemeine Sklaven und Diener des Halerifürsten, und Oberst Fraser speziell einen gemeinen Engländer etc. Der diplomatisch-feine Schluss lautet: „Alle die schlechten Europäer, Hurensöhne, haben schlimme Absichten. Schon recht, wir werden Euch den Bauch füllen nach Euren Wünschen.“

Am 11. April 1834 proklamierte Fraser die Absetzung des Fürsten und die Übernahme der Verwaltung durch die britische Regierung. Er beriet mit den Häuptern des Volkes die künftige Regierungsform und versicherte die Bevölkerung, dass sie vollen Schutz ihrer sozialen und religiösen Gebräuche geniessen werde. Diesem Versprechen ist die englische Regierung nicht nur stets nachgekommen, sondern sie hat nur zu viel Rücksicht auf den Landesbrauch genommen, der ihr öfter bei beabsichtigten Verbesserungen hindernd im Wege stand. Als Oberst Fraser nach einem halben Jahre Kurg verliess, um die Resident-schaft in Meisur anzutreten, hatte er das Vertrauen des Volkes in dem Masse gewonnen, dass ihm eine Dankadresse von allen eingeborenen Beamten und 600 Privatpersonen überreicht wurde. Das Volk lebte auf, nachdem der Alp, der Jahrzehnte auf ihm gelegen, weggenommen war. Es hat seither der englischen Regierung grosse Loyalität bewiesen, besonders auch während des Militäraufstandes von 1857, so dass ihm die über ganz Indien verhängte Entwaffnung in

¹⁾ Franker. ²⁾ Nazarener, Christen. ³⁾ Ungläubige.

Anerkennung seiner Treue erlassen wurde. Das Land steht unter der Oberaufsicht des Vizekönigs, und wird von einem Superintendenten verwaltet, dessen nächste Oberbehörde die Residentschaft von Meisur ist.

Der abgesetzte Fürst wurde nach Benares in die Verbannung geschickt, von wo er geheime Korrespondenz mit Kurg unterhielt. 1852 erlaubte ihm Lord Dalhousie, mit seiner Lieblingstochter Gauramma nach England zu gehen, wo er einen Prozess gegen die Ostindische Kompagnie anstrengen wollte. Auf den Wunsch des Vaters trat Gauramma zum Christentum über und wurde am 30. Juni vom Erzbischof von Canterbury getauft unter Patenschaft der Königin, die für eine sorgfältige Erziehung der Prinzessin Sorge trug. Diese trat später in eine unglückliche Ehe mit einem englischen Offizier und starb 1864. Schon vorher war ihr Vater als Heide gestorben.

Ich schliesse mit dem Wunsche, dass dem materiellen Aufschwung, den das interessante und gut beanlagte Kurgvolk unter englischer Verwaltung genommen hat, ein sittlicher und intellektueller nachfolgen möge, und dass die mit dem indischen Heidentum unzertrennlich verbundene Versumpfung der sozialen Verhältnisse ebenso von ihm genommen werde, wie das harte Joch seiner Fürsten der bürgerlichen Freiheit hat weichen müssen.
